



Der letzte Zeuge

Kolja war gerade 17 Jahre alt geworden, als russische Truppen seine Heimatstadt Mariupol bombardierten. Seine Eltern und seine beiden Schwestern starben – nur Kolja überlebte. Nun fragt er sich: Hätte er seine Familie retten können?

Von Alexandra Rojkov, DER SPIEGEL, 26.08.2022

Kolja liegt in einem Keller. Unter ihm nackte Erde, darauf etwas Styropor gegen die Kälte. Die Wände schimmeln, die Luft ist eisig und feucht. Kolja trägt zwei Hosen übereinander, zwei Pullover, zwei Paar Socken, eine Mütze, er ist in eine Decke gehüllt, so wird er sich später erinnern. Trotzdem friert er. Es ist März in Mariupol, und die Temperaturen fallen unter null.

Es gibt keinen Strom mehr und kein Wasser. Keine Sicherheit. Kaum Essen. Die russische Armee hat die Stadt umzingelt, nun hungert sie die Bevölkerung aus. Flugzeuge lassen Bomben regnen, Kolja hört sie sogar im Keller. Ein Pfeifen, danach ein gewaltiger Donner. Die Wände zittern, als läge er in einem Kartenhaus, das jederzeit zusammenfallen und ihn begraben könnte. Vor Kurzem traf ein Geschoss das Nachbarhaus, ein Mann starb. Sie haben ihn im Gemüsebeet beerdigt, weiter trauten sie sich nicht wegen der Kämpfe.

Im Keller neben Kolja liegt seine Schwester Polina, 11 Jahre alt. Sie schmiegt sich an ihren Vater Wladimir, einen schmalen, ernsten Mann. Polina ist das jüngste der drei Kinder. Warja, 14, liegt zu Koljas Füßen. Daneben ihre Mutter Natalia, deren Körperfülle sie wärmt. Zwischen ihnen Kolja, gerade 17 Jahre alt geworden.

Er ist nicht gläubig, aber in diesem Moment betet er. Im Geist, so erzählt er es, spricht er immer wieder denselben Satz: Alles wird gut, wir werden durchkommen. Aber eigentlich glaubt er ihn selbst nicht. Kolja ist sicher, dass er in Mariupol sterben wird. Und mit ihm seine Familie.



Vor dem Februar 2022 war Kolja ein Teenager, der seine Liebe für Metallica entdeckt hatte und davon träumte, als Beamter das starre ukrainische Schulsystem zu verändern. Seine Schwestern Polina und Warja mochten Volkstänze und malten gern. Den Eltern Wladimir und Natalia, beide 47 Jahre alt, fehlte manchmal die Energie für drei Kinder. Doch nach vielen Konflikten der Pubertät begann Kolja, sich ihnen anzunähern.

Heute, sechs Monate nach Beginn des russischen Angriffskrieges, sind sie tot. Polina und Warja, Mädchen mit langen Zöpfen und hohen Wangenknochen, wurden wohl im Keller ihres Hauses von Schutt erschlagen. Wladimir, der Vater, starb in der Wohnung, vielleicht war er nach oben gegangen, um Luft zu schnappen. Die Leiche der Mutter ist bis heute nicht gefunden, vermutlich wurde sie bei der Explosion zerfetzt.

Der Einzige, der noch lebt, ist Kolja. Ein Kind, dem der Krieg alles nahm: sein Zuhause, seine Familie, seine Zukunft, sogar die Vergangenheit. Er besitzt nichts mehr, außer einer Jeans und Wollsocken, die seine Mutter gestrickt hat. Koljas Kleidung, seine Papiere, die Menschen, die er liebt – das alles liegt unter den Trümmern von Mariupol. So wie Zehntausende, die Russland bei seinem Feldzug gegen die Ukraine tötete.

Wenige Tage nach dem Einmarsch im Februar kappt die russische Armee die Verbindung der Stadt zur Außenwelt. Das Netz bricht zusammen, es ist kein Zufall. Die Welt soll nicht sehen, was in Mariupol geschieht. Bis heute gibt es kaum Bilder von dort, und jene, die es gibt, bezeichnet Russland als Propaganda.

Aber Kolja hat gesehen, was in Mariupol passierte. Er kann davon erzählen, ohne zu zögern oder zu stocken, so deutlich und klar, wie es nur jemand vermag, dem nichts geblieben ist außer seiner Geschichte. Um sie zu überprüfen, hat der SPIEGEL mit Koljas ehemaligen Nachbarn und Freunden gesprochen. Videos und Satellitenaufnahmen belegen die Zerstörung seines Elternhauses. Von seiner Familie aber kann nur noch Kolja berichten. Er sagt, er sei es ihnen schuldig zu sprechen.



Wenn er sie schon nicht retten konnte, dann soll die Welt wenigstens wissen, wie sie starben.

»Meine Familie stammt aus Mariupol, aber ich bin in Donezk geboren, am 19. Dezember, dem Tag des Heiligen Nikolai. Meine Eltern haben mich nach ihm benannt: Kolja. Sie mussten neun Jahre auf ein Kind warten. Als auch noch meine Schwestern kamen, war es für sie das größte Glück.

Papa war Arbeiter in der Stahlfabrik, Mama Buchhalterin. Sie haben geschuftet wie die Sklaven. 23.000 Hrywnja verdienten sie zusammen, ungefähr 600 Euro. Es reichte für ein kleines Haus. Warja und ich teilten uns ein Zimmer, Polina schlief bei Mama. Für Papa gab es im Wohnzimmer ein Sofa.

Er war im Schichtdienst und musste oft nachts arbeiten. Immer war er müde. Papa und ich stritten wegen Kleinigkeiten, zum Beispiel, weil ich mehr im Haushalt helfen sollte als meine Schwestern. Heute denke ich: was für ein Quatsch.

Aber zum Schluss, würde ich sagen, war die Beziehung in unserer Familie ideal. Alle Probleme schienen sich aufzulösen. Vielleicht auch, weil ich erwachsener geworden war, ernster. Ich konnte meine Eltern und Schwestern besser verstehen. Unser Leben hatte gerade begonnen.«

Am 24. Februar, einem Donnerstag, wacht Kolja auf, um zur Schule zu gehen. Er liegt noch im Bett, da hört er im Halbschlaf, wie seine Mutter den Mädchen im Nebenzimmer eröffnet: Der Unterricht fällt aus. Putin hat der Ukraine den Krieg erklärt.

Viele Menschen in Mariupol wähnen sich trotzdem in Sicherheit. Sie glauben, dass die Truppen ihnen nichts tun werden. Angeblich will Putin mit dem Angriff die russischsprachige Bevölkerung schützen, und kaum eine ukrainische Stadt ist russischer als Mariupol. Mehr als 90 Prozent der Bewohner sprechen im Alltag Putins Muttersprache. Viele fühlen sich Russland näher als der Ukraine.

Auch Koljas Eltern gehören dazu. Sie wuchsen in der Sowjetunion auf, sie reden mit ihren Kindern Russisch, aus der Politik halten sie sich raus. Ihr einziger Wunsch



ist ein bescheidenes, sorgenfreies Leben. Ob unter russischer oder unter ukrainischer Flagge kümmert sie damals kaum.

In den ersten Stunden des Krieges kauft Koljas Familie – ihr Nachname soll nicht genannt werden, um Koljas Identität zu schützen – Lebensmittel, aber sie fliehen nicht. Sie wüssten auch nicht, wohin: Sie sind einfache Leute, ohne Verwandte oder Beziehungen ins Ausland. Kolja hat die Ukraine vor dem Krieg nie verlassen. Die Familie beschließt, den russischen Angriff auszusitzen wie ein Gewitter.

Während Kolja und seine Eltern in den wenigen offenen Supermärkten anstehen, zieht die russische Armee einen Ring um Mariupol. Schon in den ersten Stunden beschießt Putins Militär Wohnhäuser und eine Schule. Trotzdem bleiben drei Viertel der Bewohner in der Stadt. Sie vertrauen ihrem »Brudervolk«, das vorgibt, sie zu schützen.

Koljas Familie verschanzt sich in ihrem Haus, einem einstöckigen Bau in einer ruhigen Seitenstraße. Die Eltern holen Spiele für die Kinder hervor, Wladimir, der Vater, schaut im Fernsehen »Herr der Ringe«. Noch sind die Einschläge fern, noch können sie sich einreden, dass der Krieg sie nicht betrifft. Kolja blättert in Büchern, für die er sonst wegen der Schule keine Zeit hatte. Er bleibt bei George Orwells »1984« hängen, einer Geschichte über ein Land, das sich in einen totalitären Überwachungsstaat verwandelt. Zwischen den Explosionen denkt Kolja daran, wie sehr ihn der Plot an Russland erinnert.

»In den ersten Tagen des Krieges hatten wir sogar noch Online-Unterricht. Draußen knallte es, aber die Lehrerin redete davon, dass wir unsere Hausaufgaben machen sollten. Alle glaubten, dass die ukrainische Armee Mariupol halten würde. Dass es nur eine Frage der Zeit sei, bis alles wieder normal wird.

Eines Abends sah ich mir zusammen mit meiner Freundin Vika »Star Wars« an, jeder an seinem Rechner. Vika und ich kennen uns aus der Schule, wir sind seit zwei Jahren ein Paar. Ihre Familie blieb auch in Mariupol, wir wohnten nur zehn Minuten



voneinander entfernt. Besuche waren nicht möglich, aber wir teilten bei Skype unseren Bildschirm und sahen gemeinsam fern.

Plötzlich fror das Bild ein, der Ton stotterte. Ich sagte: Vika, ich höre dich nicht mehr. Dann knallte es draußen, im Himmel flogen Funken. Der Strom verschwand.«

Die Russen kappen in den ersten Kriegswochen mehr als ein Dutzend Elektrizitätsleitungen. Danach wärmt nur das nackte Feuer, das viele auf ihren Balkonen entzünden. Spätestens jetzt erkennen die Bewohner von Mariupol, dass Russland sie getäuscht hat. Aber es ist zu spät. Der Weg aus der Stadt ist vermint und versperrt.

»Es wurde eisig zu Hause. Wir haben vier Pullover übereinander getragen und uns zusätzlich in Decken gewickelt. Es half nichts, es war immer kalt. Und dann, als wir dachten, es könne nicht mehr schlimmer werden, verschwand das Wasser.

Erst tröpfelte es noch aus der Leitung. Irgendwann kam gar nichts mehr. Damit begann die Apokalypse, ich kann es nicht anders beschreiben. Wir lebten wie die Wilden. Wir konnten uns nicht mehr waschen, statt einer Toilette benutzten wir einen Eimer oder Plastiktüten. Um Wasser zu holen, mussten wir das Haus verlassen und den Berg hinaufgehen, dort gab es eine Quelle. Der Weg war gefährlich und das Wasser schmutzig. Wir haben es über dem Feuer abgekocht. Trotzdem schmeckte es schrecklich.«

Anfangs wohnt die Familie noch im Haus, sie schlafen in ihren Betten und essen an ihrem Tisch. Obwohl sich das Grollen des Krieges nähert, weigert der Vater sich, den Keller als Schutzraum herzurichten.

Jedes Familienmitglied begegnet der Bedrohung anders. Koljas Vater Wladimir mit stoischer Verdrängung, seine Mutter Natalia mit Sorge um ihre Kinder. Polina, die Jüngste, befällt eine nervöse Hysterie: Anstatt zu weinen, lacht sie sich ständig schlapp. Kolja dagegen zittert unkontrolliert, seine Hände und Beine folgen ihm nicht mehr. Nachts kann er kaum schlafen, aus Angst, den Morgen nicht zu erleben.



Dann trifft ein Geschoss zum ersten Mal ihr Viertel. Kreischend fliegt es über das Haus, bevor es mit einem Knall auf sein Ziel fällt. Der Boden vibriert wie bei einem Erdbeben, auch Kolja spürt es.

Die Russen zerstören eine Tankstelle, nur 200 Meter entfernt. Warum, fragt sich Kolja, beschießt man eine Zapfsäule? Er erklärt sich den Angriff so: Russland will, dass nicht einmal ein paar Liter Benzin für die Bevölkerung übrigbleiben.

Nach dem Angriff zieht die Familie doch in den Keller, der kaum 1,70 Meter hoch ist. Normalerweise lagern sie hier eingemachte Gurken und Tomaten, Vorräte für den Winter. Nun wird es ihr Lebensraum. In der Garage finden sie Styroporplatten, gekauft, um das Haus zu dämmen. Sie legen sie auf die Erde, darauf alle Decken, die sie entbehren können. Nach oben gehen sie nur noch, um Wasser zu holen oder auf dem Feuer zu kochen.

Kolja hasst den Keller: Die Wände sind überzogen von Pilz, für eine Familie ist kaum Platz. Aber er dämpft die Geräusche der Bomben, die nun wie ein Teppich auf die Stadt fallen.

»Bei jedem Einschlag wackelte das Haus. Staub legte sich auf mein Gesicht. Früher habe ich mich geschämt, meinen Eltern nahezukommen, aber jetzt wollte ich so eng bei ihnen sein, wie es geht. Ich habe mich abwechselnd an Papas und Mamas Schulter gedrückt, ihnen gesagt, dass ich sie liebe.

Jeden Tag war ich bereit zu sterben – auch wenn ich nicht verstehen konnte, wofür. Ich lag im Keller, hörte die Explosionen und fragte mich: Warum war ich überhaupt auf der Welt? Werde ich jemals etwas erreichen, damit man sich an mich erinnert? Oder wird es, wenn ich jetzt umkomme, sein, als hätte es mich nie gegeben?«

Kolja, ein Kind von 17 Jahren, sagt diese Sätze mit der Ernsthaftigkeit eines Erwachsenen. Während der stundenlangen Gespräche mit dem SPIEGEL weint er nicht ein einziges Mal – er klingt nicht einmal anklagend. Er erzählt einfach, was ihm geschah, und manchmal wirkt es, als wundere er sich, dass es jemanden interessiert.



In der zweiten Märzwoche, so erinnert sich Kolja, wird das Nachbarhaus von einem russischen Geschoss getroffen. Dann weitere Häuser in der Straße. Wenn die Ziegel durch die Hitze der Explosionen platzen, dringt das Geräusch bis in den Keller. Als Kolja in einer ruhigen Sekunde auf die Straße tritt, sieht der Asphalt vor seiner Tür aus wie umgegraben.

Auch Koljas Haus beugt sich langsam dem Krieg. Eine Druckwelle beschädigt das Dach, die Fenster bersten. Der Kronleuchter im Wohnzimmer fällt herunter, zusammen mit einem Teil der Decke. Einmal ist die Explosion so stark, dass Teile der Küchenwände die Kellerluke begraben. Nur mit Glück kann die Familie sich freischaufeln.

Der Tod wirkt inzwischen wie eine Frage der Zeit. Es gibt in Mariupol kaum Suchtrupps mehr: Wer verschüttet ist – und das sind viele –, wird in den seltensten Fällen gerettet. Menschen sterben in ihren Kellern, in ihren Wohnzimmern, in einer Schule und im Theater, in dem Hunderte Menschen Zuflucht suchen. 90 Prozent aller Häuser in Mariupol werden im Krieg beschädigt. Wer Bilder der Bombardements sieht, von Raketen, die wahllos auf die Stadt geworfen wurden, fragt sich unweigerlich, wie irgendwer an diesem Ort überleben konnte.

Wladimir, Koljas Vater, drückt sich Tag und Nacht an die hinterste Kellerwand und starrt ins Leere. Koljas Mutter kann die Kinder nicht mehr beruhigen. Einmal will sie ihrem Sohn über die Wange streichen, ihm zuflüstern, dass alles gut wird – doch als Kolja die Hand seiner Mutter spürt, fährt er zusammen. Natalias Haut ist kratzig wie Sandpapier, aufgeschürft von den Trümmern. Sie bemerkt seine Abwehr und bricht in Tränen aus: »Ist es meine Schuld, dass unser Haus zerbombt wurde?«, ruft sie. Dann weinen sie gemeinsam, Mutter und Sohn, beide hilflos und ausgeliefert. Dieser Moment brennt sich Kolja ins Gedächtnis ein, er erinnert sich noch Monate später an jedes Detail.

Als der Beschuss der Russen etwas nachlässt, nimmt Kolja seinen Mut zusammen. Seit zwei Wochen hat er nichts von seiner Freundin Vika gehört, er weiß



nicht mal, ob sie noch lebt. Er beschließt, die zehn Minuten zu ihrem Haus zu überwinden, um zu sehen, wie es ihr geht.

Kolja's Zuhause, Teil einer ruhigen Wohngegend, schien ihm zu Beginn des Krieges besonders sicher zu sein. Vika dagegen lebt in einem 14-stöckigen Gebäude, von weither sichtbar – ein ideales Ziel für die russische Armee. Doch als er bei Vika ankommt, ist ihr Haus fast unversehrt.

Natürlich hat auch hier niemand die Garantie zu überleben. Auch hier werden Menschen im Hof begraben, auch hier geht den Bewohnern das Essen zur Neige. Aber vielleicht, denkt Kolja, wäre es eine Erleichterung, wenn er für einige Zeit bei Vika wohnte. Seine Familie hätte mehr Platz im Keller und eine Person weniger, die die Vorräte leert. Vikas Eltern sind einverstanden.

»Als ich nach Hause zurückkam, sagte ich: Mama, ich werde wahrscheinlich zu Vika umziehen. Wir haben uns ja im Keller total gedrängt. Sie stimmte zu.

Ich packte ein paar Sachen, dann wollte ich mich verabschieden. Ich weiß nicht mehr, was meine Schwester Polina in dem Moment machte, aber Warja saß im Keller und weinte. Sie war immer stark gewesen, aber jetzt konnte sie nicht mehr. Ich strich ihr über den Kopf und versuchte, sie zu trösten: Wir werden es schaffen, alles wird gut. Bitte weine nicht.

Als ich schon fast aus der Tür war, drehte ich mich noch einmal zu meinem Vater um. Ich sagte: Papa, ich gehe jetzt. Er war seit Tagen in einem Schockzustand, er lag auf dem Boden und atmete schwer. Papa setzte sich auf, sah mich an und sagte: ›Na, dann geh.‹ Es war das letzte Mal, dass ich meine Familie lebend gesehen habe.«

Am 10. März zieht Kolja von seinem Elternhaus in die Wohnung seiner Freundin Vika. Inzwischen tobt die dritte Woche des russischen Angriffskrieges. Das erste Massengrab in Mariupol wird ausgehoben. Am 13. März meldet die Stadtverwaltung, die letzten Wasser- und Lebensmittelvorräte seien aufgebraucht.

Vikas Familie hat vorgesorgt. Sie lagern Nudeln und Grütze, sogar die Gasflasche in der Küche ist noch gefüllt. Auch hier hört Kolja die Einschläge, aber



wenigstens kauert er nicht mehr im engen Keller, sondern in einem fensterlosen Flur, dem sichersten Ort in der Wohnung.

Vika, heute 16 Jahre alt, wirkt quirlig und übersprudelnd, Kolja ernst und gefasst. Aber sie mögen beide Nirvana und Astrologie, tragen dunkle Klamotten und haben einen Hang zur Mystik. Sie vertreiben sich die Zeit, indem sie über den Krieg diskutieren: Wie hoch ist die Chance, dass Russland gewinnt?

Es ist ein sinnloses Unterfangen: Seit Wochen gibt es kein Handynetz und keine Nachrichten. Sie können den Frontverlauf nur erraten. Aus Jux befragen Kolja und Vika deshalb ihre Tarotkarten. Vika zieht das Bild eines Mannes, der auf einem Hügel steht, seinen Blick gerichtet auf ein Meer voller Schiffe. Sie schließen daraus, dass eine Flotte kommen wird, um Mariupol zu retten.

In Wahrheit fällt Mariupol Stadtteil für Stadtteil. Mitte März klopft es plötzlich an der Tür von Vikas Wohnung, eine Männerstimme verlangt in harschem Russisch: »Aufmachen! Überprüfung!« Vor der Schwelle stehen Putins Soldaten. Sie durchsuchen die Zimmer und drohen, die Männer mitzunehmen. Kolja ist ihnen zu jung, Vikas Vater zufällig unterwegs, um Lebensmittel zu suchen. Die Russen durchkämmen alle Etagen, auf einer fallen Schüsse. Später werden zwei Leichen auf die Straße getragen, so berichtet es Kolja ein Nachbar.

Die russische Armee kontrolliert nun Vikas Viertel, der Beschuss verlagert sich gen Südwesten. Dort leistet das Asow-Regiment, Mariupols wichtigste militärische Einheit, noch immer Widerstand. Die Kämpfer haben sich in die örtliche Stahlfabrik zurückgezogen, ganz in der Nähe lebt Koljas Familie. Wenn er aus dem Fenster schaut, sieht er, wie russische Panzer betankt werden und dann losfahren in Richtung seines Elternhauses. Kolja sagt, er habe sich gefühlt wie ein Verräter. Als hätte er seine Familie im Stich gelassen.

Auch deshalb beschließt er, in Mariupol zu bleiben, als Vika und ihre Eltern die Stadt verlassen. Seit Russland große Teile der Gegend hält, gibt es einen Zugang auf



die Krim. Am 21. März steigt seine Freundin ins Auto und fährt los. Kolja bleibt allein in ihrer Wohnung zurück.

»Als alle fort waren, bin ich in Tränen ausgebrochen. Ich dachte: Was mache ich jetzt? Wäre es besser gewesen mitzufahren? Aber ich wollte warten, bis meine Eltern auftauchen. Ich war sicher, dass sie irgendwann kommen, um mich zu holen. Und dann wollte ich da sein, damit sie sich keine Sorgen machen müssen.

Es war nicht leicht, allein in dem Haus zu leben. Das Gas war inzwischen ausgegangen: Ich musste auf dem Feuer kochen, aber ich hatte das noch nie gemacht. Zum Glück half mir ein Nachbar. Einige Stockwerke über Vika wohnte eine Familie, die in Mariupol geblieben war, der Mann hieß auch Kolja. Einer seiner Söhne entdeckte mich auf dem Balkon, als ich versuchte, mir etwas zu Essen zu machen. Er erklärte mir, wie das geht, später gaben sie mir auch Lebensmittel.

Eines Nachts, es war der 24. März, träumte ich von meinen Eltern. Ich sah meinen Vater, wie er im Hof unseres Hauses stand. Er hatte keine Arme mehr, als hätte sie jemand abgehackt. Ich schrie: ›Papa, Papa, was haben sie mit dir gemacht?‹ Dann wachte ich auf. Ich wusste nicht, was der Traum bedeutet.«

Am nächsten Tag bittet Kolja eine Nachbarin, ihn zum Haus seiner Eltern zu begleiten. Es ist wegen der Kämpfe lebensgefährlich, aber er möchte sehen, wie es seiner Familie geht. Inzwischen kennen alle verbliebenen Bewohner den Jungen, der allein im vierten Stock haust. Die Nachbarin, eine gläubige Christin, erklärt sich bereit, in einer Feuerpause mit Kolja zu gehen. Sie sprechen ein letztes Gebet, dann laufen sie los.

Sie gehen in Richtung des Prospekts der Metallurgen, einer zentralen Allee, die im Frieden begrünt war und voller Leuchtreklame. Nun sind Häuser zerschossen, Bäume umgestürzt, Straßenlaternen liegen kreuz und quer. Kein Mensch ist zu sehen.

Die ersten Straßen in Koljas Viertel machen ihm Hoffnung: Die Häuser sind angeschlagen, aber nicht zerstört. Er umschleicht Minen, die die Armee auf dem Weg hinterlassen hat. Schließlich steht er vor dem Tor zu seinem Haus.



Im ersten Moment denkt er: alles wie immer. Dann schaut er noch einmal hin – und erkennt, dass sein Elternhaus nicht mehr steht. Wo einst das Esszimmer war, türmen sich meterhohe Steinbrocken, die Erde ist aufgewühlt wie ein Feld. Ziegel liegen auf Holz auf Erde auf Möbelteilen. Koljas Zuhause, der Ort, an dem er sein ganzes Leben verbrachte, sieht aus, als hätte es jemand durch einen Fleischwolf gedreht.

»Ich schaute auf die Ruine und verstand nicht, was passiert war. Ich rief nach Mama, nach Papa, nach meinen Schwestern. Ich lief um das Haus herum und suchte nach der Kellerluke, ich wollte mich durch die Trümmer zu ihnen zwängen. Aber es ging nicht, es war zu eng.

Plötzlich sagte die Nachbarin: »Kolja, schau, da ist ein Kleidungsstück oder ein Spielzeug. Was ist das?« Ich schaute hin, es sah wirklich aus wie Kleidung, vielleicht mit Fellbesatz. Ich kam näher und erkannte: Das war Papa. Er lag mit dem Gesicht nach unten, der größte Teil seines Körpers war verschüttet. Nur seine Hände und sein Kopf ragten heraus. Seine Augen waren zugekniffen, seine Nase gebrochen. Er sah aus, als wäre er um Jahrzehnte gealtert.

Ich begann, mit den Händen nach ihm zu graben. Ich war sicher: Wenn ich es schaffe, ihn rauszuholen, dann steht er auf und läuft los. Aber dann berührte ich ihn mit den Fingern, und sein Körper war ganz kalt und hart. Mein Papa fühlte sich nicht mehr an wie ein Mensch, sondern wie ein Sack Erde.

Ich fiel aus der Realität. Ich schrie, ich weinte. Ich brüllte, dass ich ihn liebe. Dass es mir leidtut, weil ich mich nicht richtig verabschiedet habe. Weil ich wirklich dachte, dass dieser Krieg uns nicht trifft.«

In den Tagen danach versucht Kolja, seine Familie freizuschaukeln, Nachbarn unterstützen ihn dabei. Ein Helfer hat die Rettungsversuche mit dem Handy aufgenommen: Man sieht, wie Menschen sich mit Spaten und Metallstangen gegen den Beton stemmen. Es klappt nicht: Nur ein Bagger könnte die Trümmer heben. Und Bagger, die nach Verschütteten graben, gibt es in Mariupol schon lange nicht mehr.



Auch die Videos der Rettungsaktion sind eine Rarität. In Mariupol, wo es keinen Strom gibt, bleiben die meisten Mobiltelefone schwarz. Aber ein Nachbar in Vikas Wohnhaus handelt mit Elektronik und besitzt deshalb ein Solarpanel. Er lädt daran regelmäßig sein Telefon auf und filmt das Geschehen um sein Haus. Dutzende Aufnahmen dokumentieren die russische Belagerung. Auf einer sieht man Kolja, wie er in den Trümmern seines Elternhauses steht, das Gesicht starr vor Schock. Während er und die Nachbarn versuchen, zum Keller vorzudringen, knallt es über ihnen.

»Ich wusste nicht, was ich tun soll. Ich wollte nach meiner Mutter und meinen Schwestern suchen, aber ich dachte: Wenn wir hier länger bleiben, dann bringe ich uns alle um. Und selbst wenn wir es zum Keller schaffen, ist die Chance, dass Mama, Polina und Warja noch leben, gering. Die Leute in den anderen Häusern sagten, die Rakete sei am 17. März bei uns eingeschlagen. Das lag mehr als eine Woche zurück.

Ich quetschte mich mit einer Taschenlampe durch die Trümmer, fast bis zum Keller. Die Luke stand etwas offen. Ich rief, aber niemand antwortete. Ich sah, dass im Kellereingang Ziegel lagen. Menschen sah ich nicht.

Kurz hatte ich die Hoffnung, dass Mama und die Mädchen vielleicht nicht im Haus waren, als es getroffen wurde. Dass sie zum Beispiel in die Kirche gegangen sind, um zu beten. Aber ich musste erkennen, dass das unwahrscheinlich war. Wenn Papa sich im Haus befand, dann waren Mama und meine Schwestern auch dort.

Ich habe eingesehen, dass wir sie nicht lebend finden. Und dass wir aufhören müssen, nach ihnen zu graben, damit wir nicht auch noch sterben.

Ich wünschte, ich wäre früher gekommen und hätte sie zu mir geholt. Ich hätte sie retten können. Ich fühlte mich so schuldig.«

Ein einziges Mal kehrt Kolja danach zu seinem Elternhaus zurück. Er hat ein selbst gebasteltes Schild dabei: ein Pflock, gebrochen aus der Tür eines verlassenen Kindergartens, dazu ein Stück Holz, das er gefunden hat. Mit einem schwarzen Filzstift schreibt er darauf die Namen seiner Familie: Wladimir. Natalia. Warja. Polina. Geboren zwischen 1974 und 2010. Gestorben am 17. März 2022.



Mit einem Ziegelstein hämmert Kolja das Schild vor der Ruine in den Boden, als Signal an die Russen, die inzwischen auch diesen Stadtteil übernommen haben. Bald werden sie beginnen, den Schutt abzutragen, und sie sollen wissen, dass unter dem Beton noch Menschen liegen. Kolja hofft, dass sie die Körper seiner Familie ausgraben und beerdigen. Aber wahrscheinlich, denkt er damals, werden sie sie wegwerfen wie Müll.

Nachdem Kolja das Schild aufgestellt hat, sieht er noch einmal seinen Vater, der zwischen den Trümmern liegt. Inzwischen scheint die Sonne über der Stadt, der Frühling naht. Die Verwesung hat eingesetzt, Kolja kann sie riechen.

Er steigt über die Brocken seines Elternhauses, auf der Suche nach etwas, mit dem er den Vater zudecken kann. Zwischen dem Schutt findet er eine grüne Daunenjacke, die seiner Schwester Warja gehörte. Es gibt ein Video davon: Kolja hat seinen Nachbar gebeten, die Einschlagstelle aufzunehmen. Er will nicht, dass jemand später behaupten kann, er hätte sein Unglück erfunden.

Man sieht, wie Kolja die Jacke über den Leichnam seines Vaters wirft. In den Trümmern sucht er ein zweites Kleidungsstück und legt es über Wladimirs Kopf. Danach verlässt er die Ruine und geht davon, vielleicht für immer.

Warum musste Koljas Familie sterben? Laut dem Völkerrecht sind Zivilisten im Krieg besonders geschützt. Aber Russlands Armee war kein Preis zu hoch, um Mariupol zu erobern. Die Soldaten beschossen Wohnviertel und Krankenhäuser, Fluchtrouten und Schutzorte. Die Bewohner sollten sich nirgendwo sicher fühlen. Es sah aus wie Chaos, aber es war die kalkulierte Hölle.

Eine Hölle, in der Kolja nun allein zurückbleibt. Seine Familie ist tot, seine Heimatstadt zerstört. Ein Jugendlicher allein in einer Katastrophe. Drei Tage verbringt er in Vikas Wohnung: Er weint, schlägt mit den Fäusten auf den Boden, schüttelt sich – so schildert er es. Es gibt noch immer keinen Strom, kein Wasser, kaum Lebensmittel. Ohne Hilfe, das weiß Kolja, kann er nicht überleben.



Seine Rettung sind die Nachbarn, die einige Stockwerke über ihm wohnen. Der Familienvater, Koljas Namensvetter, schlägt vor: Komm zu uns. Wir kümmern uns um dich.

»Sein Sohn hatte mir einmal geholfen, Feuer zu machen, und seine Frau erklärte mir, wie man Nudeln kocht. Ansonsten kannte ich die Familie kaum. Aber der Mann sagte sofort: ›Du hast keinen Vater mehr, also werde ich wie dein Vater sein. Wir lassen dich nicht allein.«

Er und seine Kinder waren dabei, als wir versuchten, meine Familie auszugraben. Es waren die schlimmsten Momente meines Lebens, und sie haben sie mit mir erlebt. Das hat uns einander nähergebracht. Mir blieb auch keine Wahl: Ich hatte niemanden, ich konnte nirgendwohin zurück.

Im April wurde in Vikas Viertel nicht mehr gekämpft, aber alles war zerstört. Niemand wusste, ob die Zivilisation in einem Monat zurückkehren würde oder in einem Jahr. Die Familie, die mich aufgenommen hatte, entschloss sich deshalb, Mariupol zu verlassen. Sie hatten einige Kanister Benzin auf Vorrat und zwei Autos, die zwar von Schrapnellen durchlöchert, aber noch fahrtüchtig waren. Am 18. April brachen wir auf.«

Die Häuser, die vor ihrem Autofenster vorbeiziehen, sehen aus wie nach dem Untergang der Welt. Ganze Stadtteile kokeln, Autos sind zerschossen und umgedreht. Kolja erinnert sich an eine »Atmosphäre des Todes«, an Minen, die kreuz und quer auf der Fahrbahn liegen. An seine Angst, die Flucht nicht zu überleben. Aber sie schaffen es bis zur Frontlinie, der Grenze zwischen den von Russland besetzten Gebieten und der Ukraine.

In dem Ort Manhusch steht die Familie eine Woche lang in einer Autoschlange aus Flüchtenden: Hunderte warten darauf, dass russische Soldaten ihre Wagen kontrollieren. Als es so weit ist, werden viele Männer mitgenommen, aber Kolja und seine Nachbarn haben Glück. Weil sie neben der ukrainischen auch die russische



Staatsbürgerschaft besitzen, winken die Soldaten sie durch. Kolja, das Kind auf der Rückbank, bleibt unbeachtet.

An den Rest der Reise erinnert er sich nur in Bruchstücken. Er weiß nicht mehr, wie er erfährt, was ihr Ziel ist, und auch nicht, wie sie an die Grenze zur EU stoßen. Nicht, wie ihn die Beamten durchwinken, obwohl er keine Papiere besitzt – sie sind in Mariupol verbrannt. Er weiß nur, dass er Anfang Mai in einem Land ankommt, von dem er noch nie gehört hat: Es ist grün und ruhig und umgeben von Bergen. Wo genau sich Kolja befindet, soll nicht beschrieben werden, um ihn nicht auffindbar zu machen.

Im Juli 2022 lebt Kolja in einer Flüchtlingsunterkunft, sechs Menschen teilen sich wenige Quadratmeter. Die Familie, mit der er aus Mariupol floh, wohnt mit ihm dort. Es ist eng, aber Kolja ist froh, dass er nicht allein ist. Die Gespräche mit seinen Rettern halten ihn in der Gegenwart, wie ein Anker, der verhindert, dass ihn die Vergangenheit mitreißt.

Er nennt es »aus der Wirklichkeit fallen«, es passiert ihm oft. Er sieht dann nicht mehr die Wiese vor seinem Haus oder den blauen Himmel, sondern die Ruinen von Mariupol. Am schlimmsten, sagt Kolja, sei es, wenn er nachts wachliege. Er starrt dann an die Decke über seinem Stockbett, und vor seinen Augen wird der Raum zu dem Keller, in dem seine Familie starb.

»Ich vermisse vor allem Papa, vielleicht, weil ich ihn tot gesehen habe. Ich erinnere mich, wie er gelacht hat und wie ich ihn umarmte. Er war ganz warm und weich. Später, als ich ihn fand, war er so kalt.

Was haben Papa, Mama und meine Schwestern im Moment der Explosion gedacht? Hatten sie Zeit zu erkennen, dass dies ihr Ende war? Spürten sie Furcht? Ich stelle mir vor, wie es gewesen wäre, bei ihnen zu sein. Dann bekomme ich Angst.«

Seit dem 20. Mai ist Mariupol vollständig unter russischer Kontrolle. Noch immer gibt es an vielen Orten kein Wasser, Bewohner füllen ihre Eimer in Pfützen. Tote werden nicht von Suchtrupps geborgen, sondern von Freiwilligen, die im



Gegenzug Essen erhalten. Einige junge Männer müssen neuerdings Wehrdienst leisten und gegen ihr eigenes Land kämpfen, die Ukraine.

Kolja weiß das, er verfolgt jede Meldung aus der Stadt. Auf dem einzigen Tisch in seinem Zimmer steht ein Laptop, der fast immer die Nachrichten zeigt. Es gelingt es ihm, die Berichte nicht zu nah an sich heranzulassen. Menschen, die ein Trauma erfahren haben, kapseln das Erlebte danach oft ab, vielleicht erklärt sich so Koljas Gefasstheit. Es gibt ihn zweimal: Es gibt den Kolja, der nachts wachliegt und an den Tod denkt. Und den, der versucht, nach vorn zu blicken, um nicht zu zerbrechen.

Kolja geht nun in eine Sprachschule, sechs Stunden am Tag. Er hat sich eine Gitarre besorgt, der Verkäufer gab ihm Rabatt, als er hörte, dass Kolja Ukrainer ist. Er verbringt seine Freizeit mit Hausaufgaben und mit der Bürokratie seines neuen Landes. Und mit Vika, seiner Freundin, die gegen alle Regeln der Wahrscheinlichkeit wieder bei ihm ist.

Er ruft sie an, kurz bevor er Mariupol verlässt. Er sagt ihr, dass er am Leben ist und dass er sie liebt – dann bricht die Verbindung ab. Das nächste Mal telefonieren sie, als Kolja Westeuropa erreicht.

Vikas Familie lebt zu diesem Zeitpunkt auf der Krim, aber bleiben wollen sie dort nicht. Am Telefon bittet Kolja sie, zu ihm zu kommen. Vika ist einverstanden. Ende Mai fallen sie sich am Bahnhof in die Arme, auch davon gibt es ein Video.

Vika wohnt nun mit ihrer Mutter in einem Hotel, das für Flüchtlinge aus der Ukraine angemietet wurde. Es liegt nur wenige Straßen von Koljas Unterkunft entfernt. Sie besuchen dieselbe Sprachschule, sie verbringen jeden Tag zusammen.

Gemeinsam mit anderen Flüchtlingskindern haben sie eine Band gegründet, das örtliche Jugendhaus stellt die Instrumente. Wenn Kolja dort auf der Bühne steht, lächelt er zwischen den Songs. Er neckt Vika, wenn sie, die neuerdings Schlagzeug spielt, den Takt nicht hält. An den Abenden fahren sie manchmal mit Rädern, die sie auf dem Sperrmüll gefunden haben, zu McDonald's und essen Pommes.



Kolja sagt, er verdanke es Vika, dass er noch am Leben ist. Wenn er ihren Blick spürt, dann kehrt er in die Realität zurück, so beschreibt er es. Dann gelingt es ihm, sich auf das Heute zu konzentrieren und das Gestern zu verdrängen.

Kolja hat für die Zukunft zwei Wünsche. Der eine geht so: Er will Dolmetscher werden und eine Wohnung mieten, mit Vika zusammenzuziehen, sie heiraten. Er will seine Familie stolz machen, auch wenn sie das nicht mehr erlebt.

Der zweite Wunsch handelt von Mariupol. Irgendwann möchte Kolja dort wieder am Meer spazieren gehen. Er möchte seinen Kindern zeigen, wo er lebte und wo ihre Großeltern starben. Er will seine Heimatstadt in Frieden sehen und in ukrainischer Hand.

Kolja weiß, dass dieser Moment vielleicht nie kommen wird. Es gibt Gerüchte, dass Russland die Annexion der Stadt plant, sie wäre dann für Kolja unerreichbar. In den Straßen hängen schon Plakate mit der Aufschrift: »Russland ist hier für immer«.

Ein Verwandter, der noch in der Stadt ausharrt, schrieb Kolja kürzlich, Helfer hätten die Leichen seines Vaters und seiner Schwestern geborgen. Sie liegen nun in einem Massengrab. Kolja hofft, dass er sie irgendwann suchen und beerdigen kann.